

Angelika Poferl, Jo Reichertz (Hrsg.)

**Wege ins Feld –  
Methodologische Aspekte des  
Feldzugangs**

Beiträge der 4. Fuldaer Feldarbeitstage

5./6. Juli 2013



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2015, Oldib-Verlag, Essen  
[www.oldib-verlag.de](http://www.oldib-verlag.de)  
Waldeck 14  
45133 Essen  
[www.oldib-verlag.de](http://www.oldib-verlag.de)

Herstellung: Pressel Druck, Remshalden

ISBN 978-3-939556-47-3

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung,  
die über den Rahmen des Zitatrechtes bei vollständiger Quellenangabe  
hinausgeht, ist honorarpflichtig und bedarf der schriftlichen  
Genehmigung des Verlages.

## Inhaltsverzeichnis

<i>Angelika Pofert &amp; Jo Reichertz</i> Wege ins Feld – Methodologische Aspekte des Feldzugangs.....	9
<i>Jo Reichertz</i> Beziehungsaufbau ist der Schlüssel – nicht nur beim Feldeinstieg Norbert Schröer zum 60. Geburtstag.....	12
<i>Richard Bettmann</i> Existentielle Teilhabe und vom Wert des Verlieren-Gehens in der Ethnographie. Norbert Schröer als Ethnograph in Indien.....	30
<i>Angelika Pofert</i> Die Welt als Feld? Globalisierung und die vermeintliche Evidenz des Feldbegriffs.....	45
<i>Thomas S. Eberle</i> Plötzlich mitten hinein geschubst – Der schockartige Feldzugang.....	57
<i>Ronald Hitzler</i> „...wie man in es hineingeht“ Zur Konstitution und Konstruktion von Feldern bei existenzieller Affiziertheit.....	72
<i>Hubert Knoblauch</i> Soziologische Ethnographie, Natürlichkeit und die Transformation der Felder.....	91
<i>Simone Kreher</i> Wege und Un-/Wägbarkeiten ins/im Feld – vergleichende methodische Reflexionen dreier Feldeinstiege.....	106

<i>Achim Brosziewski</i>	
Das Ende vom Anfang – Die Zeitarbeit der ethnographischen Feldforschung.....	125
<i>Christoph Maeder</i>	
Feldzugang im Spannungsfeld zwischen technologischem Optimismus in der Schule und dem ethnographischen Blick.....	140
<i>Peter Stegmaier</i>	
Office Studies oder: Feldzugang und Forschen in Amtsstuben, Behörden und Governance-Einrichtungen Plädoyer für ein Forschungsfeld.....	154
<i>Almut Zwengel</i>	
Ein Freund, ein guter Freund...Der Feldzugang in der „Street Corner Society“ von W.F. Whyte.....	172
<i>Julia Zahren</i>	
Wege ins Feld mit Kindern gehen?.....	188
<i>Eva Marr</i>	
Heranwachsende in deprivierten Lebenswelten – Zugangswege finden und erhalten.....	203
<i>Paul Eisewicht</i>	
„Follow the white rabbit“ – Forschungsperspektive und Feldzugang im Kontext von Illegalität.....	217
<i>Thorsten Benkel &amp; Matthias Meitzler</i>	
Feldforschung im Feld der Toten Unterwegs in einer Nische der sozialen Welt.....	234
<i>Frank Sowa</i>	
Von dem Bemühen, die bunten Lebenswelten von grönländischen Jägern und deutschen Vermittlungsfachkräften zu erobern. Ein reflektierender Vergleich der Feldzugänge.....	252
<i>Heiko Kirschner</i>	
„Lehnstuhl-Ethnographie“ in synthetischen Situationen Feldeinstieg und Orientierung in interaktiven Medienumgebungen.....	267
<i>Alexander Schmidl</i>	
Rückblenden Techniken zur zirkulären Analyse des Feldeinstiegs.....	290
<i>Felix Albrecht</i>	
Was ist das Feld – und was steckt dahinter? Zur Konstruktion von Forschungsfeldern am Beispiel von Kreativitätsbewertungen.....	300
<i>Tilo Grenz &amp; Igor Don</i>	
Team-Ethnographie im Spannungsfeld zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme.....	313
<i>Julia Böcker &amp; Alexander Leistner</i>	
Grauzonen der Feldforschung Methodische Herausforderung und heuristisches Potential.....	334
<i>Agnieszka Satola</i>	
Vertrauensarbeit in der Biographieforschung Forschungsfeld: Irreguläre Pflege.....	350
<i>Jessica Pahl &amp; Vivien Weiß</i>	
Deutungsmuster Wachkoma: Ein „gemischtes Doppel“ in einem heterogenen Feld medizinisch-pflegerischer Akteure.....	363

<i>Oliver Bidlo</i>	
Geerbte Felddaten	
Möglichkeiten und Grenzen der Analyse.....	375
<i>Norbert Schröer</i>	
<i>unter Mitarbeit von Lois Chidalu Nwokey, Adiam Zerisenai</i>	
Qualitatives Interviewen als Beziehungsarbeit.....	384
Autorenangaben.....	402

## Wege ins Feld – Methodologische Aspekte des Feldzu- gangs

*Angelika Pofert, Jo Reichertz*

Qualitative Sozialforschung und insbesondere die Hermeneutische Wissenssoziologie sind in einem weiten Sinne immer Feldforschung – auch wenn man nicht eine bestimmte Form der (teilnehmenden) Beobachtung durchführt. Selbst wenn man ‚nur‘ Interviews führt, muss man erst einmal ‚sein‘ Feld finden und sich dieses Feld erschließen, was immer auch heißt: mit den Menschen dort Kontakt aufzunehmen und mit ihnen ernsthaft und nicht nur vordergründig zu kommunizieren. Ohne ein dialogisches sich Einlassen auf ‚sein‘ Feld ist dem Forscher weder die Erhebung sensibler Daten noch der Erwerb einer sensiblen, für eine adäquate Auswertung der erhobenen Daten unabdingbaren Kulturkenntnis und Mitspielkompetenz möglich. Vor jeder Forschung im Feld steht jedoch erst einmal der Zugang zum Feld: „no Ent-  
rée, no research“ (Johnson 1975).

Für viele Forschende stellt der Feldzugang nur ein praktisches, und oft nur ein unangenehmes Problem dar, das mit Forschung selbst nichts zu tun hat (somit meist nicht reflektiert wird). Problematisch ist der Feldzugang für viele, weil es oft nicht einfach ist, andere Menschen mit anderen Handlungsrelevanzen, anderen Kommunikationsstilen und anderen Machtpositionen davon zu überzeugen, dass es sinnvoll ist, sich auf einen Prozess des Beforscht-Werdens einzulassen. Meist hat man keinerlei Erfahrungen, wie man sich Feldkontakte eröffnet und wie man die meist zahlreich aufgestellten (rechtlichen, ökonomischen, ethischen) Hindernisse überwindet.

Was aber macht den Einstieg so problematisch?

## „...wie man in es hineingeht“

Zur Konstitution und Konstruktion von Feldern bei existenzieller  
Affiziertheit

Ronald Hitzler

„Diese Welt hat etwas unhintergebar Wildes“  
(Dellwing/Prus 2012, S. 20)

„Die ideale Einstellung, mit der man ‚ins Feld‘ gehen kann,  
ist demnach die, sich auf alles Mögliche  
möglichst weitgehend einzulassen...“  
(Honer 2011, S. 33)

### Auf dem Weg mit Anne Honer...

Als ich den Titel der – Norbert Schröer gewidmeten – vierten Fuldaer Feldarbeitstage gelesen habe, war meine erste Assoziation die kleine Schrift „Der Feldweg“ von Martin Heidegger (2006). Und erst mein zweiter Gedanke galt dann jener mir so vertrauten Bemerkung von Anne Honer, man komme aus keinem Feld so heraus, wie man in es hinein gehe (vgl. Hitzler 2011a; vgl. dazu auch z.B. Honer 2000, S. 203). Auf das Verhältnis von Heideggers Feld- und Holzwegen zu *unseren* Wegen ins und im Feld komme ich später zurück. An Anne Honers Credo aber bin ich sozusagen hängengeblieben – und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen habe ich versucht, mir zu vergegenwärtigen, worin diese im Rahmen ihrer üblicherweise vorsichtigen Rede über Grundsätzliches so apodiktisch anmutende Feststellung „Man kommt aus keinem Feld so heraus, wie man in es hineingeht“ gründet. Zum anderen habe ich darüber nachgedacht, ob ich mich zu diesem Credo vollumfänglich zu bekennen geneigt bin.

Dabei ist mir wieder aufgefallen, dass Anne Honer *alle* ihre Forschungsfelder selber ausgesucht und sie sich stets auf die ihr eigene, bescheiden-freundlich-staunende Art erschlossen hat, gleich, ob sie in ein Feld ging, das – wie das der Bodybuilder, der Heimwerker oder der Patienten – *keine*, oder in eines, das – wie das der Alkoholhelfer und der Dementenbetreuer – *keine allzu hohen*, oder in eines, das – wie das der Reproduktionsmediziner – für sie *fast unüberwindlich scheinende* Zugangsschwellen hatte (Beiträge zu allen Thematiken in Honer 2011). In jedem Fall war Anne Honer von ihrem jeweiligen Feld affiziert und in jedem ihrer Forschungsfelder existenziell engagiert. Denn der für sie einzig plausible Grund, sich einer Sache ernsthaft zu widmen, war, dass diese sie vor Fragen stellte, die sie interessierten, ja neugierig machten. Das „gráphein“ hingegen, das *Aufschreiben* des Erkundeten und Analysierten, war stets eine aus der ‚eigentlichen‘ Feldarbeit resultierende, eher mühsame und von ihr auch gern einmal hintangestellte Pflicht für sie.<sup>1</sup>

Die wesentlichsten Impulse, die *ich* von Anne Honer empfangen, und die nachhaltigsten Einsichten, die ich ihr zu verdanken habe, stehen denn auch nicht in ihren (relativ wenigen) Texten, sondern sind mir in Erinnerung aus letztlich über dreißig Jahren *mündlichen* Gedanken- und Gefühlsaustausches, in den wir unser ‚erstes‘ Miteinandersein eingebettet hatten: ein Miteinandersein, in dem Alltag und Forschung kaum je ordentlich voneinander zu trennen waren. „Ethnographie als Lebensform“ hat Hans-Georg Soeffner (2012) das in seinem Nachruf auf Anne Honer genannt. Und Hubert Knoblauch hat gelegentlich – freundschaftlich ironisierend – von der „Hi-Ho-Factory“ gesprochen (außer in privaten Texten aber nicht geschrieben).

Als Teilhaber dieser „Lebensform“ und dieser „Factory“ bin ich Anne Honer das eine und andere Mal auch ein Stück weit in ein Feld hinterhergelaufen – zu den Heimwerkern etwa (vgl. Hitzler/Honer 1988), und auch zu den Dementen (vgl. Kotsch/Hitzler 2013). Öfters habe ich ihr aber auch nur hin-

<sup>1</sup> Noch unfroher machten sie allfällige, ihr befremdliche Arbeitsaufträge (siehe Honer 2012b). Das heißt: Sich nur deshalb mit etwas zu beschäftigen, weil einem jemand einen Auftrag dazu gegeben hat, empfand sie als ausgesprochen lästig. Und sich gar mit etwas vor allem deshalb zu befassen, weil man damit Eindruck schinden zu können erwartete, empfand sie schlicht als peinlich. Insofern verkörperte sie nicht gerade das, was man sich heutzutage unter einem performanzkompetenten wissenschaftlichen Vollprofi vorstellt – als der sie übrigens auch nie erscheinen wollte.

terhergeschaut – auf ihren Wegen zum Beispiel zu den Bodybuildern, den Alkoholhelfern, den Reproduktionsmedizinerinnen, den Patienten –, und war dann dankbar für die Fragen, die sie von ihren Erkundungen mitgebracht und zu ihren Erkundungen mitgenommen hat. Ich bin aber nicht wirklich, das heißt: nicht in dem von Anne Honer gemeinten Sinne seriöser lebensweltanalytischer Ethnographie, in ihre Felder mit hinein gegangen. Und trotzdem hat selbst die indirekte Teilhabe, die sie mir im Fragen stellenden Miteinander-Reden ermöglicht hat, jedes Mal auch mich in meiner Weltbefindlichkeit ein wenig verrückt.

Bei einer ganzen Reihe anderer, aus irgendwelchen Gründen – wie Auftrag, Opportunismus, Karriere, Ressourcenbeschaffung, Freundschaftsdienst, Renommierlust, Mitarbeiterförderung usw. – von mir selber verantworteten Projekten hingegen habe ich *keineswegs* immer den Eindruck gewonnen, anders aus einem Feld herauszukommen, als ich hineingegangen war (siehe dazu die Liste ‚Lehrstuhlprojekte‘ auf <http://www.hitzler-soziologie.de/forschung.html>). Bei etwas genauerem Nachdenken bin ich mir allerdings auch nicht so sicher, ob ich mich auf die Felder, an die ich dabei denke, je tatsächlich *so* eingelassen habe, dass ich dabei von *lebensweltanalytischer* Ethnographie sprechen wollen würde. Ganz streng genommen habe ich mich (bislang) letztendlich nur im Hinblick auf drei Thematiken selber als lebensweltanalytischer Ethnograph im umfassenden Sinne existenzieller Involviertheit verstanden: Das erste Mal bei der Erkundung des kleinbürgerlich-heterosexuellen SM-Milieus, das zweite Mal bei der Erkundung der Techno-Szene und das dritte Mal bei der Erkundung des Phänomens „Wachkoma“.

Was alle drei Thematiken verbindet, das ist eben das, worum es mir hier zu tun ist: Ich habe mich ihnen *nicht* aus einem wissenschaftlichen Interesse heraus zugewandt, sondern war jeweils vorgängig *nur* existenziell von ihnen affiziert und habe mich in der Folge dann eben *auch* empirisch und theoretisch mit ihnen auseinandergesetzt. Was hier zur Diskussion steht, ist also nicht „going native“, sondern eher „going scientific“: Die Erkenntnis kommt – im doppelten Wortsinne – *nach* dem Erlebnis. Genauer: Das Feld konstituiert sich als Feld in einer spezifischen, im Schützchen Sinne (2003, S. 222ff.) „theoretischen“ Qualität der Zuwendung zum eigenen Erleben. Und in Frage steht mithin, was dabei (mit dem nachmaligen Ethnographen) im Gegensatz

zu dem passiert, wie man (als solcher) sonst in ein Forschungsfeld hineingerät und sich dort zu bewegen beginnt. Nun, das immer wieder – gerade auch von Norbert Schröer (vgl. z.B. Schröer u.a. 2012) – protegierte „existenzielle Engagement“ (vgl. Honer 2012a) ist in solchen Fällen keine einmal mehr, einmal weniger realisierbare Forschungshaltung, die sich empfehlen oder bezweifeln lassen würde, sondern fast so etwas wie „der unbefragte Boden“ (vgl. Schütz/Luckmann 2003, S. 29ff.), in dem der bereits wurzelt (bzw. auf dem der zumindest bereits unzweifelhaft steht), der sich dann erst auch als Ethnograph zu betätigen anschickt (vgl. dazu auch bzw. auch dazu Schröer 2009).

Während wir stets empfohlen haben und empfehlen, ins Geschehen im Feld sich maximal zu involvieren, d.h. so gut, wie machbar, zu einem von denen zu werden, die man studiert, und in den (vielfältigen) Rückzügen in die vor pragmatischen Belangen zu schützenden Zeit-Räume der Datenauswertung wiederum maximal sich von diesem Involvement zu distanzieren (vgl. bereits Honer 1989), wird in Kontexten vorgängiger existenzieller Affiziertheit schon die Perspektivenverschiebung vom Beteiligten zum Beobachtenden zur – unweigerlichen – Distanznahme, wird jeder Rekurs auf eine Erhebungsmethode zur „Befremdung“ der eigenen Lebenspraxis (vgl. Hirschauer/Amann 1997). Die Herausforderung für den als Ethnograph sich der eigenen Affiziertheit Zuwendenden ist mithin viel weniger eine methodische als eine methodologische: Ohne den phänomenologischen Blick (vgl. Hitzler 2005) wird (einem) das eigene Erleben schnell peinlich und dessen (angebliche) Analyse bleibt bestenfalls blutleer und unbeholfen, schlimmerenfalls vorurteilsvoll – auch wenn es sich noch so gravitatisch in geliebene Begriffe kleidet. „Going scientific“ ist also keineswegs ‚wichtiger‘ oder gar ‚wertvoller‘ als „going native“. Es gefällt unsereinem lediglich besser.

### Kein Sex

Im Weiteren *nicht* thematisieren werde ich die Ethnographie des kleinbürgerlich-heterosexuellen SM-Milieus – nicht, weil mir ‚die Sache‘ genierlich wäre, sondern weil die Entwicklung meiner Neigung zu SM-Praktiken eine sehr lange und ‚verwickelte‘ Geschichte ist, deren Anfänge sich im Dunkel meiner Erinnerungen verloren haben. Selbst die Entscheidung, mich dieser Erlebniswelt auch wissenschaftlich zuzuwenden, vermag ich nicht mehr hin-

länglich präzise biographisch zu verorten.<sup>2</sup> Wie sich aus einer gewollten und aus einer ungewollten Situation existenzieller Affiziertheit heraus das Erleben konstituiert, dabei *auch* bereits in einem *Forschungsfeld* zu sein, und wie dann allmählich dieses Forschungsfeld als immer komplexer strukturiertes Phänomen konstruiert wird, werde ich deshalb im Weiteren der Einfachheit halber anhand der anderen beiden Thematiken skizzieren.

### Der Rave und seine Forschungsfolgen

„Ich habe keine Ahnung, was da auf mich zukommen wird, ja: was das überhaupt sein könnte. Aber ich bin mir ganz sicher: Irgendetwas Erschreckendes, nein, etwas Schreckliches wird mir widerfahren. Irgendetwas, was ich nicht mehr unter Kontrolle haben werde. Vielleicht werden sie mich zusammenschlagen, auf mich eintreten, mich beklaunen. Oder ich werde in den Massen verloren gehen, werde verlassen, hilflos zwischen fremdartigen Menschen umherirren. Oder ich werde im Drogensumpf versinken. Oder die Polizei wird mich festnehmen und einsperren. Oder ich werde einen Hörsturz kriegen, oder einen Kreislaufkollaps, oder hungern, oder dürsten, oder einfach umfallen vor Müdigkeit. Eigentlich will ich nur gerne wieder nach Hause, in meine gemütliche Wohnung, vor meinen Fernseher – oder vielleicht am besten gleich ins kuschelige Bett. Aber ich bewege mich in die falsche Richtung – und auf ein Ereignis zu, das mir keineswegs geheuer ist, auf eine Nacht, vor der mir, ehrlich gesagt, Angst und Bange wird.“

*Im Auto neben mir und hinter mir sitzen zwei junge Frauen mit Minikleidchen und Kampfstiefeletten und ein junger Mann mit kurzgeschorenen, giftgrünen Haaren. Aus den Lautsprecherboxen im Auto dröhnt eine merkwürdig bassbetonte, rhythmisch schnelle und melodisch zwar ansprechende, aber – jedenfalls für meinen Geschmack – wenig abwechslungsreiche Musik. Meine Begleiterinnen und mein Begleiter sprechen nicht viel – mit mir nicht und auch nicht untereinander. Und wenn Worte zwischen ihnen gewechselt werden, dann geht es um Zustände wie: sich ‚spacig‘ fühlen, einen ‚Film schieben‘, ‚gut drauf kommen‘, ‚verstrahlt sein‘ oder ‚verpeilt sein‘; um Wesen wie DJ's, mit Namen, die mir nichts sa-*

<sup>2</sup> Die zur einschlägigen Rekonstruktion notwendige Gedächtnisarbeit verschiebe ich mithin, bis ich meine Memoiren schreiben werde – so in fünfzehn bis zwanzig Jahren etwa. Ein paar ‚Outputs‘ der damaligen Feldarbeit hingegen lassen sich leicht finden (vgl. z.B. Hitzler 1993, 1994a, 1994b und 1995).

*gen, um ‚Redbull‘, ‚Flying Horse‘ und ‚Gatorade‘, um Clubs, Locations und Events, und auch um Dinge wie Pillen, E's, Speed, Tickets, Gras, die man einwerfen, einziehen oder mit denen man sich runterrauchen kann. Es geht um die richtige Art Stoff und um die richtige Dosierung, aber auch um die richtige Art von Nahrung, um Vitamine, um Nähr- und Brennstoffe und darum, möglichst viel zu trinken – aber tunlichst keinen Alkohol. Und es geht schließlich, immer wieder, um die Sorge vor schlechtem ‚Zeugs‘, vor Einlasskontrollen und vor allem vor der Polizei.“ (Bearbeitete Tagebuchnotiz, Juni 1995.)*

Das war so in etwa mein Stimmungsbild, als ich an einem lauen Frühsommerabend 1995 auf Stuttgart zufuhr – unterwegs zu meinem ersten Rave. Unter welchem Motto er stand, weiß ich nicht mehr genau (es war, glaube ich, „Masters of the Universe“). Wohl aber weiß ich noch, dass wir vier etwa zehn Minuten, bevor wir in Stuttgart ankamen, auf einem abgelegenen Parkplatz gehalten und uns durch Einverleibung von allerlei teils sättigenden, teils durststillenden und teils aufmunternden Dingen für die dräuende Party fit gemacht haben. Dass schon dieser erste von vielen darauf folgenden Raves zu einer ‚geilen Party‘ für mich wurde, lag wesentlich daran, dass ich in dieser Nacht von meinen drei ‚Scouts‘ versorgt und ermuntert, bewacht und betreut, geleitet, und, ja, auf diese merkwürdige Art geliebt worden bin, die uns später im Umgang zwischen Ravern immer wieder aufgefallen ist. Die drei haben mich gut vorbereitet, sie haben unterwegs darauf geachtet, dass ich nicht abstürze, und sie haben mich wohlbehalten in meinen Alltag zurückgebracht (ausführlicher dazu: Hitzler 2008).

Von dieser, meiner ersten Party-Nacht an war ich von der Techno-Szene also affiziert, um nicht zu sagen: infiziert. Diese Begeisterung hat – zeitweilig alle anderen Relevanzen überlagernd, in der Regel aber neben und hinter anderen Wichtigkeiten herlaufend – mehr als zehn Jahre lang angehalten. Geteilt habe ich sie bekanntermaßen vor allem mit Michaela Pfadenhauer – sowohl existenziell als auch als Gegenstand wissenschaftlicher Zuwendung, denn der ‚Umstieg‘ vom Raver-Sein zur Techno-Szenen-Ethnographie erfolgte schon nach relativ kurzer Zeit und ohne ‚Türöffnungsprobleme‘, weil sich unser Involvement damals in der Münchner Szene rasch herumgesprochen hatte und Studierende von uns auch alsbald einen guten Kontakt zum seiner-

zeitigen lokalen Szene-Kern herstellten. In der Folge wurde und war das Teilzeit-Leben in der Techno-Szene für uns sozusagen ein Realität gewordener ‚feuchter‘ Forschungsraum: Wir gingen nicht ins Feld, um es zu erkunden. Wir *waren* einfach im (nochmals: in der spezifisch „theoretischen“ Zuwendung zu unserem Erleben konstituierten) Feld und ließen uns von diesem – auch ethnographisch – inspirieren. Wir nahmen nicht teil, um zu beobachten. Wir beobachteten, woran wir teil hatten.

Und teil hatten wir – nicht etwa obwohl, sondern *weil* ‚alle‘ wussten, dass wir „von der Uni“ sind und erforschen wollten, *wiesie* die Welt sahen und was sie in ihrer Welt taten – auch an immer mehr von dem, was sich in für den „gemeinen Raver“ gemeinhin unzugänglichen VIP-Lounges und Backstage-Areas abspielte.<sup>3</sup> Über Vieles davon haben wir vieler Orts geschrieben (sozusagen von Hitzler/Pfadenhauer 1997 bis Hitzler/Pfadenhauer 2009 und Hitzler/Nye 2011)<sup>4</sup>. Über Weniges haben wir geschwiegen, weil unsere Freunde in der Szene uns gebeten hatten, zu schweigen, oder weil wir wussten, dass sie annahmen, wir würden schweigen. Jede Verschwiegenheit aber machte uns vertrauenswürdiger und öffnete so wieder Türen für neue, datenträchtige Erkundungen. Und so weiter.<sup>5</sup> Dergestalt haben wir uns im und aus dem – selber ständig changierenden – thematischen Rahmen Feld um Feld, Felder um Felder konstruiert, denn von dieser Idee des Involviertseins getragen, wurde die Techno-Szene zum Urfall schlechthin der DoSE, der sogenannten Dortmunder Szenen-Ethnographie (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010). Und die DoSE wiederum wurde zu einem Gravitationszentrum der Erforschung von Jugendszenen. Heute schreiben rund 25 Autorinnen und Autoren für das Internet-Portal „jugendszenen.com“.

Für das (strukturell störungsanfällige) Zusammengehörigkeitsempfinden

<sup>3</sup> Mithin veranschlage ich auch, dass es nicht nur mangelnde Sensibilität für das Miteinander in der Techno-Szene war, dass wir nur selten den Eindruck hatten, die „Vertreter des Feldes“ mit jenen von Stephan Wolff (2013, S. 335) so prominent gestellten „ungewohnten Zumutungen“ zu konfrontieren.

<sup>4</sup> Vgl. insgesamt [http://hitzler-soziologie.de/pdf/Publikationen\\_Forschungsfeld\\_Szenen.pdf](http://hitzler-soziologie.de/pdf/Publikationen_Forschungsfeld_Szenen.pdf)

<sup>5</sup> Methodisch haben wir einfach stets das gemacht, was auf die uns je gerade interessierende Fragestellung bezogen als plausibel erschien. Um das tun zu können, ist eine möglichst umfassende Methodenkompetenz naheliegender Weise unabdingbar. Methodenkompetenz impliziert für Ethnographen aber nicht nur die Kenntnis der Methoden und die Fähigkeit, sie situativ angemessen anzuwenden, sondern Methoden, wenn es not tut, auch ‚einmal‘ zu ignorieren.

von Menschen, die sich als einer oder auch mehreren Jugendszenen zugehörig sehen, fanden wir – zusammen mit Anne Honer – den Begriff der post-traditionalen Vergemeinschaftung (vgl. Hitzler/Honer/Pfadenhauer 2008). Und als ausgesprochen bedeutsam für diese Art der Vergemeinschaftung erwies sich jene Form von geselliger Veranstaltung, die sich am treffendsten als „Event“ bezeichnen lässt (vgl. Kirchner 2011). Sowohl Formen post-traditionaler Vergemeinschaftung als auch Events haben wir im Weiteren dann aber auch – relativ ebenso wie gänzlich – unabhängig von Jugendszenen entdeckt und erkundet (vgl. Hitzler/Pfadenhauer 2008, Hitzler/Pfadenhauer 2010; Hitzler 2011b, Betz/Hitzler/Pfadenhauer 2011, Hitzler/Betz/Möll/Niederbacher 2013). Dergestalt haben sich *im* Feld der Techno-Szene, das sich mir ursprünglich eben aufgrund einer persönlichen Leidenschaft eher unversehens eröffnet hatte, aber auch aus diesem Ursprungsfeld heraus und in andere und weitere Felder hinein, immer neue Wege aufgetan. Und dieser Verschachtelung von *Forschungsinteressen* ‚gebärenden‘ *Forschungsinteressen* sind ja bekanntlich weder personelle, noch empirische, noch methodische, noch gar theoretische Grenzen gesetzt.

Gesetzt wurden *mir* diese Grenzen der begeisterten Zuwendung zu diesem ganzen Themenkomplex vielmehr existenziell: Am 23. Februar 2009 erlitt Anne Honer im Gefolge eines ausblutenden Aneurysmas eine schwere hypoxische Hirnschädigung. Und alles, was vorher so wichtig war, erschien, um es mit Reinhard Mey zu sagen, „plötzlich nichtig und klein“. Von diesem Tag an habe ich alles andere – Alltägliches ebenso wie Wissenschaftliches – hintangestellt, um möglichst intensiv bei und mit diesem für mich so wesentlichen Menschen sein zu können, der danach im sogenannten „Wachkoma“ gelebt hat.

### Das Wachkoma und seine Erkenntnisimplikationen

Der vormals nachgerade euphorischen Bekundung meiner Begeisterung darüber, mich unerwartet in der kleinen Lebenswelt des Ravers wiederzufinden, nachgerade diametral entgegengesetzt, habe ich von Anfang an – also lange bevor ich mich, sozusagen konstitutiv, dazu entschlossen habe, das Geschehen auch als *Forschungsfeld* anzusehen und anzunehmen – meine immense existenzielle Betroffenheit durch das Schicksal von Anne Honer auch ge-



genüber Verwandten, Freundinnen und Freunden in einem möglichst emotionsarmen Duktus zu formulieren versucht:

„Laut den mir zuhandenen Auskünften der behandelnden Ärzte hatte Anne bekanntlich (?) eine Hirnblutung aus einem Aneurysma (am Nachmittag des 20.2.2009). Damit wurde sie in das Herz-Jesu-Krankenhaus in Fulda eingeliefert. Nach einem – allerdings erst am Abend des 23.2. durchgeführten – CT wurde sie sofort ins Klinikum Fulda verlegt, kam dort auf die Intensivstation und wurde (am Vormittag des 24.2.) einem Coiling unterzogen. Bei diesem Coiling kam es erneut zu einem Blutaustritt, wodurch ein Schlaganfall ausgelöst wurde. Daraufhin wurde sie ins künstliche Koma versetzt. Im künstlichen Koma hatte sie einen toxischen Schock, was (am Abend des 1.3.) wiederum zu einer großflächigen Hypoxie führte. Danach haben uns die Ärzte darauf vorbereitet, dass Anne in den nächsten Tagen sterben werde. Eine (am 7.3.) durchgeführte Kernspintomographie hat demgegenüber ‚eine deutliche Befundverbesserung‘ gezeigt.

Ab diesem Zeitpunkt wurde Anne langsam aus dem künstlichen Koma geholt und ist seit etwa 16./17.3. nicht mehr sediert. Sie ist jedoch **nicht** bei Bewusstsein, bzw. es sind keinerlei Bewusstseinstätigkeiten erkennbar. Der Organismus (re-?)agiert derzeit mit unwillkürlichen Muskelbewegungen auf der rechten Gesichtseite und an der rechten Hand bzw. an deren Fingern. Das rechte Bein und die gesamte linke Körperhälfte zeigt keinerlei ‚Aktivitäten‘. Gelegentlich hat Anne offene Augen, fixiert aber nichts und reagiert auch nicht (jedenfalls nicht für mich erkennbar) auf hell-dunkel-Differenzen. Bis zum 25.3. wurde versucht, den Liquorfluss so weit zu drosseln, dass die Drainage entfernt werden kann. Dann wurde indiziert, dass sie einen Dauer-Shunt gelegt bekommen muss (das ist sozusagen ein Überlaufventil für den Liquor, der in den Bauchraum abgeleitet und dort ‚recycled‘ wird). Das wurde dann am 27.3. gemacht. Die Eigenatmung wurde trainiert und inzwischen ist sie wieder völlig auf Eigenatmung umgestellt. Ein Urin-Katheder wurde über die Bauchdecke gelegt (dieser hat sich inzwischen, vermutlich auf der Fahrt in die Reha-Klinik, gelöst, so dass sie wieder einen ‚normalen‘ Harnkatheder hat). Ein (zuvor über die Nase geführter) Ernährungsschlauch wurde (am 24.3.) ebenfalls über die Bauchdecke eingeführt. Die Vitalwerte (Temperatur, Puls, Blutdruck, Sauerstoffsättigung, Urinfluss und

Stuhlgang) waren danach und sind anhaltend mehr oder weniger stabil.“ (Auszug der wesentlichen Teile aus meinem ersten – noch keineswegs wissenschaftlich interessierten – Bericht, den ich in Reaktion auf eine Vielzahl von Nachfragen am Karfreitag 2009 als Email-Anhang verschickt habe.)

Zwei Tage vorher, am 8. April, war Anne Honer von der Intensivstation des Klinikums Fulda in die Helios Fachklinik für neurologische und neurochirurgische Rehabilitation in Hagen-Ambrock transferiert worden. Aufgrund einer sogenannten „infausten Prognose“<sup>6</sup> galt sie dann aber bereits ab Mitte Mai 2009 als unter medizinischen Reha-Klinik-Gesichtspunkten „austherapiert“. Folglich wurde sie – nach bundesweiten Vorerkundungen und Gesprächen der drei uns bei unserer Suche unterstützender Pflegeexperten Helma Bleses (Hochschule Fulda), Thomas Beer (Fachhochschule St. Gallen, Schweiz) und Thomas Buchholz (Internationaler Förderverein Basale Stimulation in Hochspeyer) – am 10. Juni in das einschlägig spezialisierte Langzeitpflege-Heim „Haus Königsborn“ in Unna verlegt.

Dort habe ich in den folgenden zwei Jahren, sieben Monaten und zwölf Tagen unter vielem anderen gelernt, dass das Statthaben von – im weitesten Sinne verstandener – Kommunikation im Umgang mit Menschen, die im sogenannten Wachkoma leben, ausgesprochen zweifelhaft wird; ja, dass deren spezifisches Sein *nicht nur* Interaktionsnormalitäten und damit auch die gewohnten intersubjektivitätserfahrungen und -erwartungen unterminiert, sondern dass dieses spezifische Sein – wie sonst nur das von anhaltend bewusstlosen (d.h. im Koma liegenden) und (hirn-)toten Menschen – darüber hinaus tatsächlich nachgerade alle sozial plausibilisierbaren bzw. alltagsverständlichen Kriterien in Frage stellt, denen entsprechend einem Individuum der Status zugesprochen wird, eine *Person* zu sein. Zumindest ist unklar, ob es auch Skeptikern gegenüber plausibilisierbare Gründe gibt für die Annahme, dass Menschen, die im sogenannten Wachkoma leben, überhaupt (kommunikativ) handeln können. Damit aber stellen sich, kaum abweisbar, basale Fragen wie: Wann ist der Mensch ein Mensch? Wann ist der Mensch ein Subjekt? Wann ist das Subjekt eine Person? Wann ist die Person (und ist *nur*

<sup>6</sup> Das heißt: einer nachdrücklich ungünstigen Vorhersage des (zum Tode führenden) weiteren Krankheitsverlaufs.

eine Person) ein sozialmoralisch relevanter Anderer? Usw. (vgl. Hitzler 2012a).

Dergleichen ist als Versuch der analytisch *distanzierten* Beschreibung dessen zu lesen, was ich in diesem ‚zweiten‘ Miteinander mit Anne Honer völlig *undistanziert* als existenzielle Auferlegtheit erlebt und mit-erlebt habe. Und dieses alltägliche Erleben und Mit-Erleben des Lebens von Anne Honer von Mitte 2009 bis Anfang 2012 war – entgegen diesen analytischen Skrupeln – eines des extrem intensiven *Zusammen-Lebens* mit ihr. D.h., mein alltägliches Erleben war im durch Hypoxie einerseits und biologischem Tod andererseits markierten Zeitverlauf zunehmend und letztlich in hohem Maße von der Gewissheit geprägt, dass zwischen diesem Menschen, um den mir zu tun war, und mir ‚mehr‘ als nur eine *prinzipiell* soziale und einseitige, dass zwischen uns vielmehr anhaltend eine *persönliche* und *wechselseitige* Beziehung, ja, in gewisser Weise eine Vertrauensbeziehung (fort-)besteht (vgl. dazu auch Hitzler 2015a).

Der Entschluss, mich dem mein Fühlen und Denken nachgerade komplett ‚besetzenden‘ Schicksal von und dem uns durch dieses Schicksal auferlegten ‚zweiten‘ Miteinander mit Anne Honer auch wissenschaftlich zuzuwenden (d.h., es „theoretisch“ als Feld zu konstituieren), ist meiner Erinnerung nach nicht ‚schlagartig‘ entstanden, sondern allmählich im ständigen Gespräch mit Henny Annette Grewe gereift<sup>7</sup>: ‚Irgendwann‘ haben wir dabei *beide* konstatiert, dass dieser Mensch im Wachkoma uns einfach nie aus unseren Köpfen ging. Und weil dem so war, haben wir beschlossen, uns *eben auch* wissenschaftlich mit dem Themenkomplex zu befassen. Die Konstruktion des Feldes und der Felder dieses thematischen Rahmens verlief aber keineswegs zielgerichtet oder gar ergebnisorientiert. Längere Zeit haben wir uns im Weiteren vielmehr vor allem über meine in jeder Beziehung laienhaften Versuche verständigt, zu verstehen, was da bei, in und um Anne Honer herum vor sich geht (vgl. Hitzler 2010), ehe wir schließlich ein gemeinsames

<sup>7</sup> Henny Annette Grewe ist approbierte Chirurgin und war eine der Kolleginnen von Anne Honer an der Hochschule Fulda, die sich ‚von Anfang an‘ intensiv um ihre bestmögliche Versorgung gekümmert haben. Henny Annette Grewe hat sich alsbald aber auch der dringend gebotenen ‚Betreuung des Betreuers‘ angenommen und mich fürsorglich durch Wüsten medizinischer Unwissenheit, Dickichte bürokratischer Unfassbarkeiten und vor allem durch dunkle Täler emotionaler Instabilitäten geleitet. – Vgl. auch Grewe 2012.

Forschungsvorhaben konkretisiert und langsam (und einigermaßen erfolgreich) zur Antragsreife ausgearbeitet haben.

Alle an diese Zuwendung sich heftenden Skrupel, die ich in Fachvorträgen und -diskussionen expliziere, haben mir bislang vor allem zur Klärung der Frage gedient, was ich *jenseits* etwelcher Doxa wissen – und d.h. zumindest der Zielsetzung nach epistemologisch sichern – kann (vgl. nochmals Hitzler 2015a). Als erkenntnistheoretisches Problem formuliert: Aufgrund welcher Merkmale betrachte ich das – unzweifelhaft menschliche – Wesen, das da in einem ziemlich ‚unzugänglichen‘ Zustand, nämlich im chronifizierten sogenannten Wachkoma, lebt, als Anne (Honer)? Und sozusagen als Voraussetzung dafür, überhaupt nach einer Antwort auf diese Frage suchen zu können: Was ist das eigentlich, was Anne Honer (für mich) zu Anne Honer macht?

Diese alltägliche Gewissheit einer persönlichen und wechselseitigen Beziehung mit dem, den medizinischen Diagnosen zufolge, schwerst hirngeschädigten Menschen setzt aber sozusagen zwangsläufig das voraus, was ich *analytisch* ständig in Zweifel gezogen habe: dass es hier nicht nur überhaupt ‚irgendwie‘ ein Gegenüber gibt, sondern dass dieses Gegenüber eben eine *Person* ist (vgl. dazu z.B. Hitzler 2012a; Hitzler/Mücher 2012). In diesem Grenzgebiet der *sozialen* Existenz, in dem das menschliche Leben, mit Martin Heidegger (1967) begriffen als Ganzheit des Daseins, in seiner Qualität als *Sein zum Tode* unabweisbar und in seiner Qualität als *Mit-Sein* im höchsten mir bekannten Maße zweifelhaft wird, bewege ich mich nahe liegender Weise denn auch keineswegs mit jener Begeisterung, mit der ich mich seinerzeit in die kulturelle Exotik der Techno-Szene gestürzt hatte, welche uns dann lange Zeit zum ausgesprochen ertragreichen Forschungsfeld wurde. In das anthropologische Grenzgebiet zwischen Leben und Nicht-mehr-Leben begreife ich mich vielmehr eher als geworfen oder vielleicht sogar als verdammt durch meine erinnernde Bindung an den darin für mich mit-erlebbaren verharrenden und dann unvermutet verloren gegangenen Menschen: Am 23. Februar 2012 ist Anne Honer völlig unerwartet gestorben.

Indem ich die mit diesem Erlebenskomplex einhergehenden Relevanzen nicht einfach *abweise* oder als mir auferlegt *hinnehme*, sondern auch als wissenschaftlich zu bearbeitendes Thema mir selber *zuweise* und *annehme*, habe ich mich – zumindest meiner gegenwärtigen Selbstwahrnehmung nach wohl

nachhaltiger als im Kontext anderer persönlicher Leidenschaften – in einem vielschichtigen Setting von Forschungsfeldern reflektierend wiedergefunden, in dem sich immer neue Wege auftun, die mich sozusagen von einem Feld ins nächste (und übernächste) führen: Grundlegend getragen vom Versuch zu einer Phänomenologie des Mit-Erlebens ging es mir zunächst um eine verstehende Beschreibung der Appräsentationen eines Menschen im sogenannten Wachkoma (vgl. Hitzler 2012b, 2012c, 2012d) und um eine Ethnographie der Lebensbegleitung schwerst hirngeschädigter Menschen durch professionelle Pflege- und Therapeutenkräfte<sup>8</sup> (vgl. Hitzler/Leuschner/Mücher 2013, Hitzler 2014). Inzwischen arbeiten wir an einer Rekonstruktion des Deutungsmusters „Wachkoma“ und an einer Analyse des Diskurses über „Leben lassen und Sterben machen“ (vgl. Hitzler/Grewe 2013, Grewe/Hitzler 2013, Hitzler 2015b, Pahl/Hitzler 2014). Und dahinter scheinen sich bereits Feldwege abzuzeichnen zu weiteren Phänomenen fragiler Kommunikation und zu mit auferlegtem „Alleinsein“ korrelierenden Konzepten der Selbstwahrnehmung.

Nach Anne Honers Tod zum Beispiel habe ich den Menschen, die mir signalisiert haben, sich dafür zu interessieren, wie es *mir* gehe, geschrieben, sie *wohne* jetzt bei mir. Anders als das ganz wörtlich gemeinte Mit-Erleben des *Lebens* von Anne Honer zwischen 2009 und 2012 in einer Pflegeeinrichtung ist dieses „bei mir Wohnen“ naheliegender Weise eine Metapher für meinen (eher hilflosen) Versuch, meine Erinnerung an sie dadurch zu konservieren, dass ich mittels Fotos und anderen Artefakten eine Gedenkstätte in meinen Lebensraum eingebaut habe (vgl. Hitzler 2015c). Auch mein Leben *ohne* Anne Honer habe ich also wieder in Forschungsfragen übersetzt. Und obwohl sich mein Leben inzwischen wieder gravierend verändert und die schmerzliche Erfahrung des allein zurückgelassen Seins sich zu (zumeist) friedlicher Trauer im neuen Beisammensein mit einem anderen Menschen gewandelt hat, bleibe ich zugleich doch auch im durch Anne Honers Tod evozierten Modus existenzieller Betroffenheit. Ich erlebe mich als in diesem Modus lebend. Ich wende mich diesem Erleben zu. Ich deute die aus dieser

<sup>8</sup> Bei dieser ethnographischen Studie haben wir versucht, das von Wolff (2013, S. 340) genannte Problem der Mitgliedschaftsrolle in der in Frage stehenden Organisation dadurch zu kompensieren, dass wir ein Mitglied der Organisation als Mitforschende „akquiriert“ haben.

Zuwendung heraus generierten Daten und erzeuge dadurch nicht nur immer neue Forschungsfragen an dieses Feld, sondern intensiviere zugleich – oder auch in Folge – meine existenzielle ebenso wie meine interpretative Zuwendung zu dem, was mir die ganze Thematik allmählich entbirgt.

### ...und weiter auf dem Feldweg

Dieses „Entbergen“ denke ich durchaus in Heideggerscher Diktion. Aber anders als für mich scheint für ihn der Weg ins Feld in dem von ihm gedachten Sinne des Entbergens „recht einfach“ gewesen zu sein: „Er läuft aus dem Hofgartentor zum Ehnried“ (2006, S. 1). Alles, was Martin Heidegger sonst noch zu ihm zu sagen hat, steht ebenfalls in jener berühmten kleinen Schrift.

Doch halt! „Der Feldweg“ ist gar nicht sein Weg *ins* Feld. Es sei denn, man begreift *das Ehnried* aus irgendeinem Grund als das Feld, das es zu erkunden gelte. Als das gilt es aber nicht einmal für Heidegger selbst, denn während der auf seinem Weg durch die Felder des Denkens schreitet, verliert er erst dann wieder ein Wort an das Ehnried, wenn es ihm um den Rückweg geht. Sein Feldweg führt also nicht *ins* Feld, sondern vielmehr *durchs* Feld, beziehungsweise durch Felder, Fluren und Auen – dort hindurch also, wo angeblich das Einfache dem Einförmigen trotzt. Denn „immer wieder geht zuweilen das Denken ... bei eigenen Versuchen auf dem Pfad, den der Feldweg durch die Flur zieht“ (2006, S. 2). Die Rätsel zu lösen, die sich dem auf ihm Dahinschreitenden dabei aufdrängen, bedarf es der Epiphanie, der als Erleuchtung zuteil gewordenen Gewissheit: „Der Zuspruch des Feldwegs ist jetzt ganz deutlich“ (2006, S. 7). So führt der Feldweg auf „Holzwege“. Diese enden, so Heideggers „Vorspruch“ zu seinen letzteren, „meist verwachsen jäh im Unbegangenen.“ Und „oft scheint es, als gleiche einer dem anderen. Doch es scheint nur so. Holzmacher und Waldhüter kennen die Wege. Sie wissen, was es heißt, auf einem Holzweg zu sein“.

Im Klappentext der Ausgabe dieser Aufsatzsammlung, die mir zuhanden ist (Heidegger 1980), wird die rurale Metaphorik Heideggers dann ins *philosophisch* damit Gemeinte umgedeutet: „Die Wege, auf die sich Heidegger ... begibt, heißen Holzwege, weil sie wie die so benannten Wege im Walde nur aus der Sicht des Gewohnten im Unwegsamen enden, während sie den Denker in das von der überlieferten Philosophie Unbegangene, deshalb jedoch

nicht Unbegehbare gelangen lassen: in die Erfahrung der Wahrheit als der Unverborgenheit des Seins.“ Anders, und nochmals mit Heidegger<sup>9</sup>, bedacht: Der Feldweg sei zu begreifen als der Weg „durch das Feld des Denkens“. Und der so verstandene Feldweg hilft uns, wenn wir *unser eigenes Erleben* im Feld nicht abweisen, sondern als Datum einer von anderen (insbesondere anderenwegs gewonnenen) Daten fundamental unterschiedenen Art mit einbeziehen in unsere Felderkundungen und im Verstehen dessen, was wir als im Feld geschehend erfahren.

Derlei kommt mir als Lebensweltanalytiker naheliegender Weise eigentlich durchaus zupass.<sup>10</sup> Gleichwohl lässt sich nur schwerlich ignorieren, dass die Feldweg-Metapher das Feld romantisiert: Was dem Denker nicht ins Bild passt, das bzw. *über* das wird gerne weggedacht.<sup>11</sup> Als Antidot zur Ignoranz des Unerwünschten eignet sich denn aber vielleicht doch ein wenig Empirie. Denn auch wenn ich mir erlaubt habe, über die *methodischen* Optionen und Ligaturen auf den Wegen in neue Felder mich hier (so gut wie) nicht zu äußern (vgl. aber z.B. Honer 1993, Hitzler 2000), schließe ich mit einer wenig originellen Grundsatzbemerkung dazu: Methodischen Standards entsprechende und möglichst mehrere Methoden „triangulierende“ Erhebung und Auswertung empirischer Daten und, wenn es irgend geht, auf wechselseitiger Kontrolle durch konstruktive Kritik angelegte Zusammenarbeit mit anderen Feldarbeitern wirken zwar keine Wunder, bewahren einen üblicherweise aber vor allzu idyllischem Erleben, weil sie dazu zwingen, auch das Unpassende zur Kenntnis und in Augenschein zu nehmen – wie zum Beispiel *im* Apollinischen auch das Dionysische und im Denken auch das Nicht-Denken als eine *menschliche* Seinsweise.

<sup>9</sup> Martin Heidegger: Statt einer Rede – zur Einweihungsfeier für das Gymnasium Meßkirch (am 14. Juli 1973). In: Heidegger 2000, Nr. 275, S. 733.

<sup>10</sup> Als Lebensweltanalytiker gehe ich davon aus, dass wir kein Wissen haben von einer nicht erlebten Welt, sozusagen von einer Welt an sich. Die je eigene Lebenswelt zu erkunden, ist bereits ein schwieriges, im wesentlichen von der Mundanphänomenologie in Angriff genommenes Programm (vgl. Hitzler/Eberle 2000). Die Lebenswelten anderer Akteure zu erkunden, aber erfordert demgegenüber noch etliche zusätzliche Vorkehrungen und Maßnahmen (vgl. nochmals Honer 2000).

<sup>11</sup> Da gibt es keine Anregung dazu, sich auch einmal ‚seitlich ins Gebüsch zu schlagen‘; da tritt man in keinen Hundekot; da liegt kein Plastikmüll im Gras; da erschrecken einen keine Trimm-Dich-Radler; da demolieren keine juvenilen Saufkumpane Ruhebänke. Usw. usf.

## Literatur

- Betz, Gregor, Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (2011): Urbane Events. Wiesbaden: VS.
- Dellwing, Michael, Prus, Robert (2012): Einführung in die interaktionistische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS.
- Grewe, Henny Annette (2012): Wachkoma: Deutungsmuster eines irritierenden Phänomens. In: Schröer, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pofers, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 367-378.
- Grewe, Henny Annette, Hitzler, Ronald (2013): Die tagtägliche Sorge. In: Not, H. 6, S. 20-23.
- Heidegger, Martin (1967): Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer.
- Heidegger, Martin (1980): Holzwege. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Heidegger, Martin (2000): Reden und andere Zeugnisse eines Lebensweges 1910-1976 (Gesamtausgabe Bd. 16). Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Heidegger, Martin (2006): Der Feldweg. Frankfurt a.M.: Klostermann.
- Hirschauer, Stefan, Amann, Klaus (Hrsg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hitzler, Ronald (1993): Die Wahl der Qual. Ein Einblick in die kleine Lebens-Welt des Algophilen. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 6. Jg., H. 3, S. 228-242.
- Hitzler, Ronald (1994a): Devotion und Dominanz. Rituelle Konstruktionen in der algophilen Lebens-Welt. In: Schröer, Norbert (Hrsg.): Interpretative Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher, S. 151-166.
- Hitzler, Ronald (1994b): Rituale der Ungleichheit. S/M-Erotik in Lebenswelt und Medienalltag. In: Mörrth, Ingo, Fröhlich, Gerhard (Hrsg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Frankfurt a.M., New York: Campus S. 193-206.
- Hitzler, Ronald (1995): Sodomasochistische Rollenspiele. Ein Beitrag zur Ethnographie algophiler Milieus. In: Soziale Welt, 46. Jg., H. 2, S. 138-153.
- Hitzler, Ronald (2000): Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: Lindner, Werner (Hrsg.): Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit. Opladen: Leske + Budrich, S. 17-31.
- Hitzler, Ronald (2005): Die Beschreibung der Struktur der Korrelate des Erlebens. Zum (möglichen) Stellenwert der Phänomenologie in der Soziologie. In: Schimank, Uwe, Greshoff, Rainer (Hrsg.): Was erklärt die Soziologie? Berlin: LIT-Verlag, S. 230-240.
- Hitzler, Ronald (2008): Ro on Rave. In: Sutterlüty, Ferdinand, Imbusch, Peter (Hrsg.): Abenteuer Feldforschung. Soziologen erzählen. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 19-28.
- Hitzler, Ronald (2010): Ist da jemand? Über Appräsentationen bei Menschen im Zustand „Wachkoma“. In: Keller, Reiner, Michael Meuser (Hrsg.): Körperweisen. Über die Renaissance der Körperlichen. Wiesbaden: VS, S. 69-84.

- Hitzler, Ronald (2011a): „Man kommt aus keinem Feld so heraus, wie man in es hineingeht.“ Auf dem Weg mit Anne Honer. In: Honer, Anne: Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS, S. 267-279.
- Hitzler, Ronald (2011b): Eventisierung, Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massenspaß (Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt). Wiesbaden: VS.
- Hitzler, Ronald (2012a): Die rituelle Konstruktion der Person. Aspekte des Erlebens eines Menschen im sogenannten Wachkoma [44 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 13(3), Art. 12, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1203126>.
- Hitzler, Ronald (2012b): Hirnstammwesen? Das Schweigen des Körpers und der Sprung in den Glauben an eine mittlere Transzendenz. In: Gugutzer, Robert, Böttcher, Moritz (Hrsg.): Körper, Sport und Religion. Wiesbaden, S. 125-139.
- Hitzler, Ronald (2012c): Am Ende der Welt? Zur Frage des Erlebens eines Menschen im Wachkoma. In: Schröer, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pöferl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen, S. 355-366.
- Hitzler, Ronald (2012d): Wie eine „Nicht-kommunikative Patientin“ Schmerzen kommuniziert. In: Not, H. 6, S. 50-54.
- Hitzler, Ronald (2014): In der Konsensmaschinerie. Milieuzugehörigkeit zwischen dem Entdecken von Gemeinsamkeiten und dem Erleben von Gemeinschaft. In: Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS), 1. Sonderband (Isenböck, Peter, Nell, Linda, Renn, Joachim (Hrsg.): Die Form des Milieus), S. 100-114.
- Hitzler, Ronald (2015a): Ist der Mensch ein Subjekt? – Ist das Subjekt ein Mensch? Über Diskrepanzen zwischen Doxa und Episteme. In: Pöferl, Angelika, Schröer, Norbert (Hrsg.): Wer oder was handelt? Wiesbaden: Springer VS, S. 125-145.
- Hitzler, Ronald (2015b): Wissensbestandsaufnahme. Zur Relevanz der WDA für die Rekonstruktion des Deutungsmusters „Wachkoma“. In: Bosancic, Sasa, Keller, Reiner (Hrsg.): Perspektiven Wissenssoziologischer Diskursforschung, Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen).
- Hitzler, Ronald (2015c): Als schautest Du mich an. Das Foto als Präsenzvehikel. In: Eberle, Thomas S. (Hrsg.): Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Perspektiven. Bielefeld: transcript (im Erscheinen).
- Hitzler, Ronald, Betz, Gregor, Möll, Gerd, Niederbacher, Arne (2013): Mega-Event-Macher. Zum Management multipler Divergenzen am Beispiel der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald, Eberle, Thomas S. (2000): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Flick, Uwe, Kardorff, Ernst von, Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung – Ein Handbuch. Reinbek b. Hbg.: Rowohlt, S. 109-118.
- Hitzler, Ronald, Grewe, Henny A. (2013): Wie das Bewusstsein (der einen) das Sein (der anderen) bestimmt. Über ungleiche Lebensbedingungen im Zustand

- „Wachkoma“. In: Berli, Oliver, Endreß, Martin (Hrsg.): Wissen und soziale Ungleichheit. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 240-259.
- Hitzler, Ronald, Honer, Anne (1988): Reparatur und Repräsentation. Zur Inszenierung des Alltags durch Do-It-Yourself. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Kultur und Alltag (Sonderband 6 von 'Soziale Welt'). Göttingen: Schwartz, S. 267-283.
- Hitzler, Ronald, Honer, Anne, Pfadenhauer, Michaela (Hrsg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen. Wiesbaden: VS.
- Hitzler, Ronald, Leuschner, Corinna Iris, Mücher, Frank (2013): Lebensbegleitung im Haus Königsborn. Konzepte und Praktiken in einer Langzeitpflegeeinrichtung für Menschen mit schweren Hirnschädigungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Hitzler, Ronald, Mücher, Frank (2012): Die professionelle Konstruktion der Person. Strategien therapeutisch-pflegerischer Bewältigung existenzieller Katastrophen am Beispiel des Umgangs mit Wachkoma-Patienten. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Transnationale Vergesellschaftung. Verhandlungen des 35. Kongresses der DGS in Frankfurt a.M. 2010. Wiesbaden: Springer (CD-ROM).
- Hitzler, Ronald, Niederbacher, Arne (2010): Forschungsfeld 'Szenen' – Zum Gegenstand der DoSE. In: Harring, Marius, Böhm-Kasper, Oliver, Rohlf, Carsten, Palentien, Christian (Hrsg.): Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Wiesbaden: VS, S. 91-103.
- Hitzler, Ronald, Nye, Sean (2011): Where is Duisburg? An LP Postscript. In: Dancecult: Journal of Electronic Dance Music Culture, Vol. 2, No. 1. – Verfügbar über: <http://dj.dancecult.net/index.php/journal/article/view/89/100>.
- Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (1997): Jugendkultur oder Drogenkultur? Soziologisch-ethnographische Eindrücke aus der Techno-Szene. In: Neumeyer, Jürgen, Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Ecstasy - Design für die Seele? Freiburg: Lambertus, S. 47-60.
- Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (2008): Die Ökonomisierung der Produktion von Gemeinschaft. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt a.M.: Campus, S. 595-608.
- Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (2009): „Vergesst die Party nicht!“ – Das Techno-Publikum aus der Sicht der Szene-Macher. In: Willems, Herbert (Hrsg.): Theatralisierung der Gesellschaft. Bd. 1. Wiesbaden: VS, S. 377-394.
- Hitzler, Ronald, Pfadenhauer, Michaela (2010): Posttraditionale Vergemeinschaftung: Eine ‚Antwort‘ auf die allgemeine gesellschaftliche Verunsicherung. In: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Unsichere Zeiten. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Band 1. Wiesbaden: VS, S. 371-382.

- Honer, Anne (1989): Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie (ZfS), 18. Jg., H. 4, S. 297-312.
- Honer, Anne (1993): Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Honer, Anne (2000): Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: Flick, Uwe, Kardoff, Ernst von, Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 194-204.
- Honer, Anne (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS.
- Honer, Anne (2012a): Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: Schröder, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pofertl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 21-30.
- Honer, Anne (2012b): Anne auf dem Amt. Ein Cultural Clash. In: Schröder, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pofertl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 31-38.
- Kirchner, Babette (2011): Eventgemeinschaften. Das Fusion Festival und seine Besucher. Wiesbaden: VS.
- Kotsch, Lakshmi, Hitzler, Ronald (2013): Selbstbestimmung trotz Demenz? Ein Gebot und seine praktische Relevanz im Pflegealltag. Weinheim, Basel: Beltz Juventa
- Pahl, Jessica, Hitzler, Ronald (2014): Ein peinliches Artefakt. Zur Debatte über die Ver- und Entsorgung von Menschen, die im sogenannten Wachkoma leben. In: Löw, Martina (Hrsg.): Vielfalt und Zusammenhalt. Verhandlungen des 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bochum und Dortmund. Frankfurt a.M., New York: Campus (10 Druckseiten, CD-Rom).
- Schröder, Norbert (2009): Interkulturelle Kommunikation. Essen: Oldib.
- Schröder, Norbert, Bettmann, Richard, Leifeld, Ulrich, Sharma, Anandita (2012): Protointerpretative Horizontverschmelzung. In: Schröder, Norbert, Hinnenkamp, Volker, Kreher, Simone, Pofertl, Angelika (Hrsg.): Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 231-242.
- Schütz, Alfred (2003): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In ders.: Theorie der Lebenswelt 1 (ASW V.1). Konstanz: UVK, S. 181-240.
- Schütz, Alfred, Luckmann, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Soeffner, Hans-Georg (2012): Widerständige Lebenswelten. Anne Honer gewidmet. In: Soziologie, 41. Jg., H. 4, S. 437-442.
- Wolff, Stephan (2013): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, Uwe, von Kardoff, Ernst, Steinke, Ines (Hrsg.): Qualitative Forschung. Reinbek b. Hbg.: Rowohlt, S. 334-349.

## Soziologische Ethnographie, Natürlichkeit und die Transformation der Felder

Hubert Knoblauch

### Übersicht

In diesem Beitrag möchte ich zunächst von Zugängen zu ethnographischen Feldern aus meiner eigenen Forschung berichten. Vor diesem Hintergrund möchte ich mich dann mit der Frage beschäftigen, was ein ethnographisches Feld ist. Ausgehend von einer früheren Unterscheidung zwischen soziologischer und ethnologischer Ethnographie schlage ich dazu im Rahmen der „soziologischen Ethnographie“ eine Unterscheidung zwischen einem methodologischen und einem soziologischen Feldbegriff vor. Während der methodologische Begriff das Feld aus der Perspektive der Erhebungsmethoden bezeichnet, ist der soziologische Feldbegriff von theoretischen Konzeptionen dessen geleitet, was als Feld bezeichnet wird. Er ist deswegen zwar von besonderem Wert für die soziologische Theoriebildung, wenn sein zentrales Merkmal anerkannt bleibt, das man als „Natürlichkeit“ bestimmen kann.

Allerdings macht gerade der Blick auf die Natürlichkeit deutlich, in welchem Maße die soziologische Ethnographie grundsätzlichen Veränderungen ausgesetzt ist. Verwissenschaftlichung in der Wissensgesellschaft, Diskursivierung und Mediatisierung führen zu einer massiven Veränderung dessen, was Feld ethnographisch bedeuten kann. Sie machen eine reflexive Methodologie erforderlich, die reflexiv nicht nur beobachtet, was sie beobachtet, sondern